

Das Buch

Nelly und Nils sind Geschwister, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Nils lebt als Autist in seiner eigenen Welt und wohnt auch noch als 45-Jähriger zusammen mit seiner Mutter in der hessischen Provinz. Die zehn Jahre jüngere, impulsive Nelly hat es längst in die Großstadt verschlagen. Dort hat sie sich ihren Traum von einem eigenen Food Truck erfüllt. Vor allem aber kann Nelly hier eines: unabhängig sein und ihre Freiheit genießen. Doch immer schlummert in ihr die Angst vor dem Tag, an dem sich ihre Mutter Therese nicht mehr um Nils kümmern kann. Tatsächlich kommt der plötzlich als gedacht, Therese landet nach einem schweren Sturz im Krankenhaus. Nelly muss zurück in ihr Heimatdorf, um anstelle ihrer Mutter gemeinsam mit Nils die geplante Reise zu einer Familienhochzeit nach England anzutreten. Und als sei diese Reise mit ihrem Bruder nicht schon schwierig genug, lernt sie dort auch noch den raubeinigen Pubbesitzer Gerald aus den schottischen Highlands kennen ...

Die Autorin

Renée Karthee war viele Jahre Redakteurin beim STERN und ist heute Autorin von Romanen und Drehbüchern. Sie lebt zusammen mit ihrem Mann und ihrem Sohn in Hamburg.

Von Renée Karthee sind in unserem Hause erschienen:

Aller Anhang ist schwer
Die seltsame Reise mit meinem Bruder
Fliegen lernen
Weiberfrühstück

Renée Karthee

*Die seltsame Reise
mit meinem Bruder*

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Juli 2015
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © FinePic®, München
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Apollo MT
Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28517-7

Für meinen Bruder.

*Und unsere Mutter, deren Geduld Bestandteil
ihrer Liebe ist.*

1. Kapitel

**Spruch des Tages (indisch):
Hänge die heutige Pflicht nicht auf
den morgigen Haken.**

*Gericht des Tages (italienisch):
Ciabatta-Brötchen mit Pesto,
Parmaschinken und Parmesan*

Das Wetter war eine geladene Waffe. Es würde sich heute noch in etwas Gigantischem entladen. Ich erwartete Blitz und Donner und Regen; womit ich nicht rechnete, war ein krachender Schlag mitten hinein in mein Leben. Am Abend dieses Tages würde nichts mehr so sein, wie es mal war. Hätte ich das vorher geahnt, dann hätte ich auf der Stelle sämtliche Kontakte zur Außenwelt gekappt und ein anderes Leben gebucht, vielleicht als Wärterin des nördlichsten Leuchtturms der Welt. Zumindest für ein paar Wochen, bis der ganze Spuk vorbei war.

Dabei begann an diesem Montag der letzten Juliwoche alles ganz normal. Um fünf Uhr öffnete ich die Augen. Ich brauchte dazu keinen Wecker. Ich klappte die Lider auf – und war wach. Zögerliches Zu-mir-Kommen, Vormich-hin-Träumen, Aus-dem-Bett-Räkeln und In-den-Tag-Hineingleiten waren nicht meine Sache, obwohl ich

dankbar war für die Sommermonate, in denen es früh hell wurde und die Sonne nicht schlaftrunken auf sich warten ließ. Ich sprang aus dem Bett, lief barfuß in die Küche, in einem weißen Unterhemd und einer etwas zu langen, blau und türkis gestreiften Pyjamahose, die ich einem Exfreund abgeluchst hatte. Den Ex konnte ich entbehren, seiner Schlafanzug hose hätte ich nachgetrauert. Ich liebte Herrenpyjamas. Sie gaben einem das Gefühl von Geborgenheit, was man von Männern nicht immer behaupten konnte.

Ich brühte mir einen doppelten Espresso, streute braunen Zucker hinein, machte mich auf den Weg ins Bad, bohrte meine Zehen in den hellblauen Wolkenteppich vor dem Waschbecken, betrachtete mich im Spiegel und fand, dass sich über Nacht nicht viel verändert hatte. Mein Markenzeichen war immer noch da: die kleine Kerbe an der rechten Augenbraue, ein hakenförmiger Kahlschlag, versehentlich beim Zupfen als Vierzehnjährige hineingehauen, nie mehr nachgewachsen. Ansonsten war das meiste ziemlich gut geraten. Ich war schlank und 1,72 Meter groß. Meine Haare waren dunkelbraun, glatt und auf Kinnlänge geschnitten, meine Augen groß und farblich irgendwas zwischen Seetang und Schlamm. Das Beste an mir, so hörte ich oft, war mein Julia-Roberts-Mund, breit und mit einem alles verschlingenden Lachen, das oft aus mir herausplatzte. So stand ich da, im Bad vor dem Spiegel, in der rechten Hand die Tasse und die linke damit beschäftigt, Schlafsand aus den Augen zu reiben.

Ich duschte viel zu heiß, obwohl ich wusste, dass lauwarm bei dieser Hitze besser gewesen wäre. Aber das kümmerte mich nicht. Ich tat selten das, wozu man mir riet. Ich kämmte meine Haare zu einem hoch am Kopf sitzenden Bürzel, der einmal ein Pferdeschwanz werden

sollte, wenn er groß war. Dazu würde es vermutlich niemals kommen, da ich an Spliss litt. Noch ein bisschen Wimperntusche, die ich vor dem beschlagenen Spiegel im Blindflug auftragen musste, etwas Deo unter die Achseln, dann verließ ich das dunstfeuchte Bad und machte mich auf den Weg zur Arbeit. Es war kurz nach halb sechs.

Ich hatte es nicht weit. Genau genommen nur sechs Meter, einmal um die Ecke und den langen Flur hinunter in meine Küche. Das erklärte meine legere Aufmachung im Job: schwarze Leggings. Schwarzes Top. Turnschuhe, die mal weiß gewesen waren und auf denen Tomatenkerne, der Saft blauer Trauben, der Essig von eingelegten Roten Beten, Mayonnaisenkleckse und Senfspritzer ihre Spuren hinterlassen hatten wie Farben auf einer Leinwand. Ich war Köchin. Keine gelernte. Ich hatte mir selbst beigebracht, die Zwiebel krallenartig festzuhalten wie mit einer Zuckerwürfelzange. Ich hatte raus, wie man ein Wiener Schnitzel perfekt briet, damit sich die Panade hübsch kräuselte wie Sandwellen am Strand, und ich hatte gern die Nase voll vom Duft der Kräuter, von Koriander, Thymian, Rosmarin, Salbei, Basilikum und Minze.

Mein Job waren belegte Brote, die ich von montags bis freitags um die Mittagszeit mit einem Food Truck zu hungrigen Menschen brachte. Ich liebte die nie endenden Kombinationsmöglichkeiten, den Geruch von luftgetrocknetem Schinken und Ziegenkäse, knackige Radieschen zwischen den Zähnen, die nussige Cremigkeit von Avocado auf der Zunge. In aller Bescheidenheit: Meine Schnitten waren Kunst am Brot. Sie kamen als englische Sandwiches und amerikanische Bagels daher, als italienische Tramezzini und Panini, als dänisches Smørrebrød und französische Croques. Sie hatten ein aufregendes

Innenleben aus Roastbeef und Räucherlachs, aus Gorgonzola und Büffelmozzarella, sie wurden liebevoll mit Mayonnaise, Feigensenf und Pesto bestrichen und mit Kapuzinerkresse, Kapern und Kirschtomaten gekrönt. Das Geheimnis eines schmackhaften Sandwiches war simpel. Es musste gesund und lecker sein, musste satt machen, kross und weich zugleich sein und ein gutes Bauchgefühl hinterlassen. Man sollte es problemlos, sprich kleckerfrei, essen können, damit keine Chilisaucen auf den Schluppenkragen der Bluse und kein Senf auf den Schlips tropfte. Der Trick dabei: Die Scheiben behutsam und beherzt zugleich zusammendrücken. Und das gelang nur mit Zutaten, die sich gegenseitig so zugetan waren, dass sie perfekt aneinanderhafteten.

Ich stellte mir die Zutaten für die erste meiner täglich wechselnden fünf Sandwich-Kreationen zusammen und summtete vor mich hin. Um diese Zeit war noch alles ruhig. Noch hatte ich keine Ahnung davon, dass dieser Tag dem glatten Gang der Dinge Sand ins Getriebe streuen würde. Ganz entspannt zupfte ich die Stiele von den Rucolablättern, als die Tür geräuschvoll mit dem Fuß aufgestoßen wurde. Ich hätte allmählich daran gewöhnt sein sollen, es geschah jeden Morgen. Und doch kam mein Herz jedes Mal ins Stolpern, und aus meinem Mund zischte es: »Musst du mich so erschrecken!«

Mein Mitarbeiter stand in der Küche. Ashok Mukerjee. Ashok, »der Sorglose«. Er war Inder, Student der Elektrotechnik, siebenundzwanzig und damit acht Jahre jünger als ich, ein langer dünner Mann mit olivfarbener Haut und gescheitelten lackschwarzen Haaren, der sich jedes Mal, wenn er einen Hund sah, in einem Anfall von Panik in die Rabatten warf und ein drolliges Deutsch sprach.

Meine Mutter hatte ihn mal am Telefon gefragt, ob er bitte die heiÙe Kartoffel aus dem Mund nehmen könne.

Vermutlich würde ich in Ashok noch immer bloÙ einen netten Nachbarn sehen, wenn Essen nicht meine Passion gewesen wäre.

Vor einigen Monaten, Ashok war gerade eingezogen, stand ich vor seiner Tür in unserem Acht-Parteien-Haus und atmete sein Abendessen ein. Es duftete wunderbar, nach frischem Koriander, Erdnussöl, schwarzem Pfeffer und Kreuzkümmel. Ich klingelte unter dem Vorwand, mich ihm als seine neue Nachbarin von nebenan vorzustellen. Meine Nasenflügel blähten sich in freudiger Erwartung, was ihm wohl nicht entgangen war, denn er bat mich herein, und da ich sehr ungeniert fragte, was auf dem Herd so verlockend vor sich hin simmerte, lud er mich ein, zum Abendessen zu bleiben. Er servierte mir Fischcurry mit Lachs und Gewürzreis, dazu Pappadums, frittierte Linsenmehlfladen, die er – ähnlich wie die Franzosen ihr Baguette – zu allem aÙ. Zum Schluss gab es einen Chai-Tee, der nach Weihnachten roch. Nach Kardamom, Nelken, Sternanis, Ingwer und Zimt. Der Tee war stark, samtig durch Milch, süÙ durch Honig. Es war der Beginn einer kulinarischen Freundschaft, getränkt mit Chai, gewürzt mit Bockshornklee und Ashoks indischen Weisheiten (»Mangel an Arbeit bringt tausend Krankheiten«), die mich fortan durch den Tag navigierten. Er verwöhnte mich mit selbstgemachtem Eis aus Pistazien und Safran, das »Kulfi« hieÙ, und mit frisch angerührtem Joghurt, der sich »Shrikhand« nannte und aufs Herrlichste mit knackigen Mandeln und saftiger Mango harmonierte. Und so gewöhnte ich mir an, beim Nachhausekommen zu schnuppern, welcher Geruch heute wieder in der Luft lag, welche Essensdüfte aus Ashoks Wohnung zu mir her-

übergeweht kamen. Ich gab Zimtblüte, Kreuzkümmel und Fenchelsamen, die in seiner Pfanne rösteten, eindeutig den Vorzug vor den Kohlrouladen von Frau Dönges aus dem zweiten Stock, eine Ansicht, die nicht alle Mieter teilten.

Manchmal konnte ich es mir nicht verkneifen, ihn zu umarmen, was vor allem darauf zurückzuführen war, dass ich gern an ihm schnüffelte. Seine Klamotten rochen ständig nach dem Frittierfett der Pappadums (ebenfalls ein Vergnügen, dem gewiss nicht jeder etwas abgewinnen konnte). Er aber war ein schüchterner junger Mann, der bei jeder Berührung zusammenzuckte und – wenn überhaupt – einen Handschlag zuließ. Auf dieser Ebene verkehrten Ashok und ich miteinander, und so war es nur normal, dass ich ihm vor ein paar Monaten das Angebot machte, neben seinem Studium für mich zu arbeiten. Es fiel ihm nicht schwer, seinen Job als Pizzabote aufzugeben, und seitdem war er bei »Pausenbrot« angestellt, so der Name meines Trucks, mit dem ich auch das Catering für Partys übernahm.

Ashok begann um halb sechs seinen Dienst damit, dass er die Kisten mit frisch gebackenen Brötchen und noch ofenwarmem, duftendem Brot hochholte, die der Bäcker jeden Tag zur gleichen Zeit anlieferte. Wir arbeiteten schweigend, er an dem mit weißblauen Kacheln ummantelten Küchenblock unter der großen roten Industrieleuchte, wo er Ciabattahälften mit Pesto bestrich, ich ihm gegenüber an der Anrichte mit der robusten Kiefernholzplatte, unter einer Metallleiste, an der Siebe, Schöpfkellen und Bratpfannen hingen.

Heute knallte die Sonne schon früh durch die Fenster meiner Altbauwohnung im dritten Stock im Hamburger Norden. Ich blies mit vorgeschobener Unterlippe einen

Schwall Luft aus und wischte mir mit dem Handrücken über die Stirn. Mittlerweile war es acht, wie meine quiet-schend bunte Uhr an der Küchenwand gegenüber verkündete. Sie war ein bisschen Siebziger und ziemlich psychedelisch, und obwohl sie eine Kuckucksuhr war, hatte sie keinen Vogel. Sie war weiß mit einem schwarzen Dach aus Holz, und aus einer kleinen Klappe unter dem Giebel schnellte jede Stunde eine rote Stones-Zunge, begleitet von Mick Jagers nacktem Schrei aus den ersten Takten von »Sympathy for the Devil«. Die Uhr war eines meiner Lieblingsstücke und gehörte zu meinem Leben wie übertrieben heiße Duschen und Nächte mit zu wenig Schlaf.

Mein Blick blieb in der Wohnung gegenüber hängen, wo eine junge Frau mit einem gelben Handtuch um den Kopf gerade in einen Apfel biss. Ich mochte es zuzusehen, wie die Welt um mich herum zum Leben erwachte, während es in meiner Küche nach Kaffee roch.

»Hast du deine Mutter zurückgerufen?«, fragte mich Ashok nach einer Weile. Ich hatte ihm den Rücken zugedreht und ließ mein Messer durch die dünne Haut fleischiger Ochsenerzto-maten gleiten, bis ich eine Scheibe zwischen meinen Fingerspitzen hielt, die ich mikroskopisch genau untersuchte. Ich musterte sie wie einen seltenen Fund aus dem Weltall, der auf die Erde gestürzt war und all meine Aufmerksamkeit verdiente.

»Sieht wirklich aus wie ein Organ.«

»Du hast sie also nicht zurückgerufen.« Klang nach einer Feststellung.

»Ich bin hier die Chefin und muss keine Fragen beantworten. Erst recht keine privaten.«

»Deine Mutter hat gestern angerufen, und du rufst sie nicht zurück?«, bohrte er weiter, als hätte er meinen Einwand nicht gehört.

»Sieht wohl so aus.«

»Die eigene Mutter ist größer als der Himmel«, sagte Ashok.

Die Worte schwebten einen Moment lang mächtig im Raum.

Ich starrte ihn wütend an und ließ die Tomatenscheibe auf das Schneidebrett plumpsen. »Hör bitte auf mit deinen Weisheiten! Bei uns ist das nicht wie bei euch. Wir haben hier nicht so dieses Familiending. Jeder lebt sein Leben.« In meinen Augen blitzte es, meine Stimme klang rau und erregt. »Kapiert?«

Ashok schwieg.

»Bei uns schlafen nicht mehrere Generationen in einem Zimmer«, schob ich hinterher.

»Ich hatte ein eigenes Zimmer gemeinsam mit meinem Bruder.«

»Wir vererben keine alten Familienrezepte und binden uns den Turban auf gleiche Art.«

»Trage ich einen Turban? Ich bin kein Sikh.«

»Leg doch nicht jedes Wort auf die Goldwaage«, stöhnte ich. »Was ich sagen will: Hier läuft es anders. Die Frauen haben ihren Job und kochen nicht mittags daheim Hafersüppchen für die Großeltern. Es ist kompliziert.«

»Es ist langweilig, auf einer geraden Straße zu fahren«, sagte er.

Ich schnitt eine Grimasse, nahm eine Scheibe Parmaschinken, rollte sie zusammen und steckte sie mir in den Mund. »Ich mag gerade Straßen. Lass uns weitermachen!«

Wir mussten uns sputen, wenn wir pünktlich um viertel nach elf am Osterbek-Ufer sein wollten, unserem Stellplatz für heute, den wir wie alle Food-Truck-Besitzer täglich über Facebook und eine App bekanntgaben. Ich trieb Ashok zur Eile. »Wir sollten wirklich nicht so

viel reden«, sagte ich. Und so arbeiteten wir schweigend weiter, bestrichen Baguettehälften mit Knoblauchmayonnaise und Honigsenf, kochten Eier, schnitten Avocados in Halbmonde, zupften Koriander von den Stielen, hobelten Parmesan in Späne, wickelten unsere Sandwiches in Folie, stapelten sie in große Styroporbehälter und fuhren drei Stunden später los.

Andere hatten einen Dackel, ich hatte meine Schweinsnase. Einen alten Citroën-Kleintransporter, für den die Franzosen den Kosenamen »Nez de cochon« erfunden hatten. Ich war dabei geblieben. Entdeckt hatte ich den Wagen bei einem Spaziergang in einem Schrebergarten im Hamburger Stadtteil Langenhorn, wo er damals ein Dasein als Geräteschuppen fristete. Ich hatte mich in ihn verliebt: in sein jalousienartiges Faltenkleid, die Schiebetür und die einteilige Frontscheibe, in das dreigeteilte Heck mit einer Klappe zum Öffnen oben und zwei Türen darunter, und in dieses platt gedrückte Boxergesicht. Ich hatte die Schrebergärtner überreden können, mir den Transporter für wenig Geld zu überlassen, und die Bank, mir fünfzigtausend Euro zu leihen, um ihn zu einem fahrenden Imbiss auszubauen. Die einst betonbunkergraue Schweinsnase trug mittlerweile ein fröhliches Zitronenfaltergelb und hatte es klaglos hingenommen, dass ihr an der Beifahrerseite eine nach oben hin zu öffnende, überdachte Verkaufsluke verpasst worden war.

Ich steuerte den Parkplatz vor dem Bürozentrum in Barmbek an. Ashok hatte zwar einen Führerschein, war aber ein miserabler Fahrer. Bei unserer Sandwich-Auswahl heute konnte jeder andere einpacken: Ciabatta-Brötchen mit Pesto, Parmaschinken und Parmesan, Tramezzini mit

Räucherlachs und Wasabi-Creme, Bagel mit Frischkäse und Avocado, Baguette mit Kochschinken, Käse und Ei, mexikanische Pitabrote mit Paprikasalami, Tomatensalsa und Chilimayonnaise. Wir hatten an alle gedacht, an die Fleischesser, die Fischfans und die Vegetarier, an die Kunden, die es gern schlicht hatten, und solche, die es scharf und exotisch liebten. Nur an eines nicht: dass wir Konkurrenz kriegen könnten.

Als wir ankamen, stand bereits ein großer feuerwehroter Wagen mit dem Aufdruck »Yummy Food« auf meinem Platz. Genau zwischen den zwei Büroblöcken, wo ein schmaler Streifen blauer Himmel zu sehen war und der Kanal, auf den die Sonne Lichtsplitter warf und der irgendwo in der Alster mündete.

Es war ein perfekter Tag. Alle Bänke und die Stufen hinunter zum Wasser waren besetzt mit Menschen, die das Faulsein und ihr Sandwich genossen. Das war okay. Was nicht okay war: Sie hatten es nicht von mir. Ein verführerischer Geruch stieg von ihren Brötchen auf; Duftschwaden rührten im Himmel.

»Das darf doch nicht wahr sein!«, rief ich, setzte mir wütend die Schiffchenmütze auf den Kopf, die in Farbe und Form einem Baguette nachempfunden war, und marschierte zu dem Wagen, den ich hier noch nie gesehen hatte und an dem gerade ein Mann seine Bestellung aufgab. »Mach mal ein XL fertig! Pulled Pork ...«

»Welches Topping?«

»Karamellisierte Zwiebeln.«

»Was für eine Sauce möchtest ...?«

»Ihr steht auf meinem Platz«, fiel ich dem Verkäufer ins Wort und ließ meine Sonnenbrille an einem Bügel wie einen Propeller kreiseln, ungehalten, verstimmt, verschwitzt.

»Der Typ vom Bürozentrum hat gemeint, wir sollen uns hinstellen, wo was frei ist. Hier war was frei.«

»Weil ihr zu früh seid. Der Verkauf beginnt erst um viertel nach elf.«

»Wir fangen um elf an.«

»Streber. Es ist mein Platz. Ich stehe seit einem Jahr montags und freitags hier.«

»Dann musst du demnächst früher aufstehen. Wir sind die Neuen. Wir kommen jetzt öfter.« Er grinste und wandte sich wieder an seinen Kunden. »Wenn du es richtig scharf haben willst, nimm die Chipotlesauce aus geräucherten Jalapeños.«

»Du willst mich umbringen, Mann.« Er lachte und hob den Daumen. »Okay, ich riskiere es. Das nenne ich mal richtig gutes Essen auf Rädern. War auch an der Zeit.«

Vor Wut stiegen mir Tränen in die Augen, und ich setzte hastig meine Sonnenbrille auf. Die Hitze zwischen den Betonbauten war unerträglich. Mit der Hand fuhr ich mir durchs Haar, wobei mein Käppi vom Kopf rutschte, durch die Luft segelte und auf der Erde landete. Ich hatte Mühe, es aufzuheben, denn um mich herum erhoben sich ungefähr sechzig Beine, die zu dreißig hungrigen drängelnden Menschen gehörten, während ich an *meinem* Wagen beim Wiederaufrichten nur ein überschaubares halbes Dutzend erblickte. Ich ging zurück. Was sollte ich machen?

»Idioten«, sagte ich zu Ashok und nahm mir eine kalte Cola.

»Vor der Krankheit kommt der Schnupfen«, sagte mein Mitarbeiter, der gerade ein Lachs-Tramezzino über den Tresen schob.

»Warum reden wir im Hochsommer über Grippe?«

»Weil aus etwas Harmlosem schnell etwas Gefährliches werden kann. Man muss aufpassen.«

»So funktioniert also das Leben deiner Meinung nach? Bloß keinen Ärger. Kompromisse. Kompromisse. Arsch zusammenkneifen und Mund halten.«

»Es ist wie beim Yoga«, sagte er und reichte einer jungen Frau ein Schinken-Käse-Baguette. »Wer sich nicht geschmeidig hält, kommt aus der Übung.«

»Ohne mich.«

»Manchmal muss man lernen, sich zu verbiegen. Sonst verlernt man das Verzeihen.«

Ich ballte die Fäuste. »Ich denke nicht daran zu verzeihen, wenn mir Leute mein Business kaputtmachen. *Ich* habe bei meinem letzten New-York-Besuch entdeckt, wie absolut genial es ist, wenn sich die Menschen ihre Mittagsmahlzeit anstatt in Kantinen und Restaurants aus bunt bemalten Lastern holen.«

»Andere werden auch davon gehört haben«, wandte Ashok vorsichtig ein. »Das spricht sich nun mal herum, wenn es in einer Stadt wie New York dreitausend von den Dingen gibt. Sagtest du nicht, mit dir sind allein in Hamburg fünf andere Trucks an den Start gegangen?«

»Das gibt diesen Anfängern aber noch lange nicht das Recht, sich ebenfalls mit Sandwiches hier breitzumachen. Wir haben schon genug Konkurrenz an den anderen Plätzen. Das Osterbek-Ufer war bisher unser Revier.«

»Eine schöne Frau und eine gute Idee hat man nie für sich allein«, sagte Ashok.

»Deshalb sollte man eine Hässliche heiraten und lieber schlechte Ideen haben, oder was?«

»Es ist nur Neugierde«, sagte er mit einem Kopfnicken zu dem roten Wagen. »Außerdem verkaufen sie Schwein. Schwein ist nicht gut. Bald essen sie wieder bei uns. Und morgen stehen wir sowieso in der Papenreye, und der Laden rennt wieder.«

»Läuft«, sagte ich und musste lächeln. »Es heißt: Der Laden *läuft*. Und: Wir sind aus dem *Rennen*. Das trifft es wohl am ehesten.«

Erst später, erst am Abend nach diesen sommerblauen Stunden am Kanal, wurde mir klar, dass Ashok – ohne es zu ahnen – in diesem Moment eine Prognose für meine nächsten Tage entworfen hatte. Ich würde mich mental so verbiegen müssen, dass das linke Bein auf der rechten Schulter dagegen ein Klacks war.

Aber zunächst begriff ich nur eins: Die Leute liebten die Sandwiches meines Konkurrenten, und ich schickte Ashok los, damit er eines zum Kosten organisierte. Man musste seine Feinde kennen. Und sie notfalls zerrupfen wie dieses marinierte Fleisch aus dem Schweinenacken, das so zart war, dass es von der Gabel fiel. Die Barbecue-sauce tropfte, das Dressing vom Krautsalat rann am Kinn hinunter, die warmen Fleischstücke schlüpfen aus dem Brötchen, die Finger klebten vom Bratensaft ... Es war eine Sauerei. Es war eine Lust. Ich saß auf dem Fahrersitz und genoss gerade den letzten Bissen, als mein Handy klingelte, das ich auf dem Gitterregal mit den Serviettenvorräten über der Verkaufsluke immer in Reichweite liegen hatte.

»Gehst du mal ran, bitte?«, nuschelte ich, während ich mit rhythmisch mahlendem Kiefer kaute.

»Frau Schrader«, hörte ich Ashok sagen, und aus seiner Stimme klang der Respekt, den er wohl jeder Frau entgegenbrachte, die eine Mutter war und damit größer als der Himmel. »Guten Tag! Wie geht es Ihnen?«

»Ich rufe zurück«, rief ich ihm zu.

Ich wusste, welche Frage sie als Erstes stellen würde. »Warum meldest du dich nicht?«

Ich würde sagen: »Keine Zeit.«

Sie würde behaupten, dass ich nie Zeit hätte, und hinzufügen: »Das kenne ich von dir nicht anders.«

Ich würde sie nach dem Grund ihres Anrufs fragen, obwohl ich ihn längst kannte.

Sie würde sagen: »Ich will hören, wie es dir geht.«

Ich würde erwidern: »Ich bin mitten bei der Arbeit.«

Sie würde ein wenig kühl klingen, wenn sie mich zurechtwies: »Ich weiß, wie es als berufstätige Frau ist. Auch wenn ich jetzt in Rente bin. Ich kenne beide Seiten.«

Ich würde bohren: »Du willst doch was Bestimmtes!«

Sie würde ihr tiefes Lachen hervorholen, das ihr bei ihrer Raucherei im Brustkorb weh tun musste und mich manchmal an ihrer Stelle zum Räuspern und Husten brachte, und dann würde sie sagen: »Dein Cousin heiratet nur einmal ...«

Ich würde auch lachen, so hell und schrill, wie man lachte, wenn man wusste, dass jemand die Augen vor der Wahrheit verschloss: »Wer heiratet denn heutzutage nur einmal? Gerade du müsstest doch wissen, dass auch eine Ehe ein Verfallsdatum haben kann.«

Sie würde seufzen und gestehen, sie habe nie den Glauben an die große Liebe verloren, und dann würde es damit enden, dass sie zugab: »Ich dachte, ich kann dich weichklopfen. Komm mit nach England! Wir sind doch eine Familie.«

Meine Mutter war keine Nervensäge, sie war nur manchmal sentimental. Und verzweifelt, weil sie wusste, dass ich nicht weichzuklopfen war. Denn Familie war das Wort, bei dem mein Herz in Leichenstarre fiel.

Ich würde rasch das Thema wechseln und mir von den Holzperlenketten berichten lassen, die sie gerade wieder

gebastelt hatte, um sie auf den Kunstgewerbemärkten der Umgebung zu verkaufen. Sie bevorzugte den afrikanischen Stil, wie sie alles Afrikanische liebte, obwohl sie nie dort gewesen war. Vielleicht kam es daher, dass die afrikanische Familie für meine Mutter das Ideal darstellte. Mehrere Generationen unter dem Dach einer windschiefen Lehmhütte in der Savanne. Ich konnte mir vorstellen, dass sie das gemocht hätte. Auf Luxus hatte sie immer gepfiffen.

Ja, so würde unser Gespräch verlaufen. Genau so.

Doch als ich Ashoks Gesicht sah, kapierte ich, dass es diesmal anders sein würde.

»Was ist los, Mama?«, sagte ich statt einer Begrüßung.

»Reg dich nicht auf«, sagte meine Mutter. Ihre Stimme war so kraftlos, als hätte man ihrem Körper den Stecker rausgezogen und das Kabel achtlos auf dem Boden liegenlassen.

»Warum sollte ich mich aufregen? Beziehungsweise *nicht* aufregen?«

»Ich bin im Krankenhaus.«

»Was?«

»In der Notaufnahme.«

»Wieso?«

»Ich bin gefallen.«

»Wie? Wo? Herrgott, nun lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen!«

»Im Garten.«

Ich versuchte, ruhig zu bleiben und das Zittern meiner Hände zu unterdrücken. Ich atmete einmal tief durch.

»Was genau ist passiert?«

»Bin vom Terrassengeländer gekippt, als ich das Laub aus der Regenrinne gefegt habe.«

»Hast du Schmerzen?«

»Ich fühle mich wie von einem Bagger überrollt. Ich habe eine Platzwunde am Hinterkopf. Die haben sie eben genäht. Drei Stiche. Dicke Hämatome hinterm linken Ohr und an der Schulter werden noch kommen, sagt der Arzt. Und ein Rückenwirbel ist gebrochen.«

»Wieso musst du auch mit zweiundsiebzig noch auf einem Geländer herumturnen?« Es gehörte zu meinen unangenehmen Eigenschaften, von denen ich – da bin ich ganz ehrlich – nicht wenige hatte, dass ich immer für alles einen Schuldigen suchte.

»Deine Vorwürfe helfen jetzt auch keinem weiter.«

»Jeder weiß, dass im Haushalt die meisten Unfälle passieren.«

»Wer soll's denn sonst machen? Nils?«

Ihre Worte brannten in meinen Ohren. Sie machten mir schmerzlich bewusst, dass ich sie in den letzten Jahren oft im Stich gelassen hatte. Trotz der fünfhundert Kilometer zwischen uns konnte ich förmlich sehen, wie sich Ratlosigkeit auf ihrem Gesicht ausbreitete.

»Ich habe noch nie etwas von dir verlangt. Das weißt du.«

»Hm.«

Ich wusste, was kommen würde. Es war der Moment, vor dem ich immer Angst gehabt hatte. Mein Leben lang. Wahrscheinlich vom Tag meiner Geburt an oder vielleicht sogar schon im Bauch meiner Mutter. Ich musste mich darauf konzentrieren, meine Gedanken zu sortieren. Krankheiten waren eine Sache, die meiner Mutter nicht zustanden. Sie DURFTEN nicht sein. Sie konnte sich das nicht leisten. Trotz ihrer Zigaretten war sie kerngesund. Mal ein Schnupfen, okay, aber mehr war nicht drin. Sie wusste das, und deshalb würde sie die Sache schnell hinter sich bringen.

Meine Mutter war eine massige Frau voller Energie, die auf Ohrkerzen schwor, auf Schüssler-Salze wie Kalium Phosphoricum Nr. 5, möglichst passend zum Mondkalender angewendet (zunehmender Mond im Schützen), auf Homöopathie und Bachblüten (ich war ein Kind von Globuli und Notfalltropfen, die auch vor der OP unserer inzwischen verstorbenen Katze und beim Umtopfen von Pflanzen zum Einsatz kamen) und auf Kristall-Aura-Hokusfokus (nützlich, wenn man wissen wollte, wie weit jedes der sieben Chakren geöffnet war). Sie rückte Blattläusen mit Brennesselsud zu Leibe, behandelte Blasenentzündungen mit Petersilienwurzeltee und spülte ihre Haare nach dem Waschen mit Apfelessig. Sie würde so etwas überstehen. Meine Mutter liebte den Wald, glaubte an Gesundbeter und die wundersame Wirkung von Kernseife. Ich hingegen schwor auf die segensreichen Erfindungen der Pharmazie, den Glamour von blauem Nagellack und war der Meinung, dass es keine Landschaft der Welt mit der Schönheit der New Yorker Skyline aufnehmen konnte. Doch jetzt klammerte ich mich an den Glauben an die Selbstheilungskräfte meiner Mutter, egal, welche Kräuterhexe sie dabei unterstützen mochte. Kalium Phosphoricum, Notfalltropfen und Kristallaura würden ihr Bestes geben, das waren sie jemandem, der ein Leben lang auf sie geschworen hatte, schuldig. Dieser Gedanke richtete mich auf.

Doch ihre nächsten Worte machten alles zunichte. »Sie müssen den Rückenwirbel operieren, weil ein Bruchende des Knochens in den Rückenmarkskanal ragt.«

Mehr als ihre Schmerzen beschäftigte mich im Moment die Tatsache, dass mir nun mein Leben um die Ohren fliegen würde, ehe ich bis drei zählen konnte. Es war nichts, worauf ich stolz war. Es war einfach so.

»Sie wollen es minimal-invasiv machen.«

»Wie lange ...?« Mir versagte die Stimme, und ich musste mich räuspern. Meine Kehle war wie zugeschnürt.

»Eine Woche im Krankenhaus, sagen sie. Aber da es eine Verletzung an der Lendenwirbelsäule ist, empfehlen sie danach einige Wochen Reha.«

»Einige Wochen«, wiederholte ich tonlos und spürte, wie mir eiskalter Schweiß im Nacken ausbrach.

»Voraussichtlich drei.«

»Drei«, plapperte ich ihr nach. Mein Blick wanderte zum Himmel. Die Coladose in meiner Hand zitterte. Meine Mundwinkel zuckten, und das Blut rauschte mir in den Ohren.

»Du musst dich um Nils kümmern.«

Mein Herz hämmerte. Ich antwortete nicht. In diesem Satz steckten zwei Worte, die ich hasste: *Müssen. Kümmern*. Und eines, bei dem ich Hass und Liebe gleichzeitig spürte.

Nils.

Nils war mein Bruder.

Nachdem wir aufgelegt hatten, drehte ich den Kopf und guckte weg. Hatte ich immer getan. Hatte bestens funktioniert. Meine Lider zuckten. Die Wimpern flatterten. Ich saß auf dem roten Ledersitz der Schweinsnase hinter dem mächtigen schwarzen Lenkrad, eine Hand im Schoß, während die andere auf dem Schaltknüppel ruhte, der auf der Höhe meines Hinterns wie ein riesiger Quirl aus dem Bodenblech wuchs, und legte mein Gesicht gegen die Fensterscheibe. Ein paar Tränen rannen mir die Wangen hinunter, und da mein Kopf gerade Schräglage hatte, sammelten sie sich an meinem linken Ohrläppchen. Ich tat so, als würde ich das Treiben draußen beobachten.

Doch in Wahrheit war ich blind und taub für alles, was um mich herum vorging.

Ich zog an dem schlichten schwarzen Griff des ebenfalls gelb lackierten Handschuhfachs in der Mitte des Armaturen Bretts und holte eine Tüte Chips hervor. Das waren *meine* Notfalltropfen. Am besten waren sie, wenn sie Blasen warfen. Ich riss die Packung auf und stopfte einen Chip nach dem anderen in mich hinein. Wie durch Watte hörte ich Ashok mit unseren Kunden reden, sanft und höflich, wie es seine Art war. Dann wurde es still, und er kam zu mir. Ich guckte ihn mit trauriger Miene an.

»Was ist passiert?«

Ich erzählte es ihm.

»Das tut mir leid.«

»Danke.«

Wenigstens kam er mir jetzt nicht mit seinen Poesiealbumsprüchen. Mein Schicksal, das gerade danach trachtete, mir das Leben zu vermiesen, schien ihn sprachlos zu machen. Ich ergriff seine Hand. Er zog sie weg. Er mochte keine Berührungen. Hatte ich in meinem Kummer vergessen.

»Dass so etwas passieren muss«, sagte er.

Ich gab ein Brummen von mir, das an den Motor der Schweinsnase beim Anfahren erinnerte, bevor er ins Schnurren kam.

»Da bricht einem das Herz«, fuhr er fort, steckte die Hand in meine Tüte und biss krachend in einen Chip.

»Es tut gut, Freunde zu haben«, sagte ich. »Jemanden, der mit einem leidet.«

»Hat deine Mutter Freunde?«

»Ein paar. Nicht viele. Sie ist etwas speziell. Sie stehen nicht gerade bei ihr Schlange. Warum fragst du?«

»Du hast doch selbst gesagt, wie wichtig Freunde in der Not sind.«

»Ich sprach von mir.« Ich nahm den letzten Chip und zerknüllte die Tüte. »Jetzt ist mir schlecht.«

»Wieso von dir?«

»Von wem sonst?«

»Wir reden hier von deiner Mutter«, sagte er. »Dir ist doch nichts passiert.«

»War nur mal so eine Idee von freundschaftlichem Mitgefühl«, bellte ich.

»Wann wirst du fahren?«

»Ich kann nicht fahren.«

»Warum nicht?«

»Ich habe ein Business.«

»Der Gesunde hat viele Wünsche«, sagte Ashok. »Der Kranke hat nur einen.«

»Gesund werden.«

»Genau. Und um gesund zu werden, braucht man Menschen, die sich kümmern.«

»Und wer kümmert sich hier um alles? Ich kenne auch eine indische Weisheit.«

»Ach ja?«

»Ach ja! ›Ohne Geld ist man eine Leiche.« Soll heißen: Ich bin ruiniert, wenn ich wochenlang schließe. Du weißt doch, was *selbstständig* heißt. *Selbst*. Und *ständig*.«

»Ich.«

»Was, ich?«

»Ich kümmere mich um alles.«

»Du?« Ich lachte laut auf. »Du kannst noch nicht mal richtig Auto fahren. Wenn ein Bus ausschert, schlägst du die Hände vors Gesicht und kreischst wie ein Mädchen beim Anblick einer Spinne.«

»Alle Knoten der Unwissenheit werden durch ein starkes Herz gelockert.«

»Habe bitte nicht für alles eine Lösung, Ashok.«

Er sah mich mit großen Augen an. »Warum nicht? Ich will dir doch nur helfen.«

»Die wirklichen Probleme entstehen meist bei ihrer Lösung.«

»Du wirst jetzt im Haus deiner Mutter gebraucht. Bei deinem Bruder. Ein Haus ohne Hausfrau ist wie ...«

»Ich bringe dich um! Und ich verspreche dir, es wird ganz schnell gehen.«

Er lächelte mit weißen Zähnen. »Wir fahren jetzt nach Hause, und du packst. Wir haben noch jede Menge von den Ciabatta-Brötchen übrig. Nimm dir Reiseproviant mit!«

Plötzlich wurde mir klar, dass ich keine Chance hatte gegen das, was kommen würde, weil das Leben immer gewann. Da konnte mein Herzchakra, das vierte von sieben übrigens, noch so blockiert sein. Interessierte keine Sau.

Auf der Heimfahrt sang Katy Perry im Radio von schlafenden Hunden, die man besser nicht wecken sollte. Ich stimmte ihr zu. Bloß nicht rühren an Dingen, die sich erledigt hatten. Und erst recht nicht an solchen, die unerledigt waren. Genau das war bisher mein Credo gewesen. Denn ich machte nicht nur köstliche Sandwiches. Noch besser war ich im Verdrängen. Was ja irgendwie auch eine Sandwich-Taktik war. Man legte den Inhalt nicht offen, sondern versteckte ihn, garnierte ihn, weil ein grünes Salatblatt noch jeden Klops ansehnlich machte, und packte den Deckel drauf. Das ging nun nicht mehr. Das war vorbei.

Rezept für Ciabatta-Brötchen mit Pesto, Parmaschinken und Parmesan

Teilen Sie die Brötchen in zwei Hälften. Die eine Hälfte mit grünem Pesto bestreichen. Kann man natürlich fertig kaufen, so gut wie alles kann man fertig kaufen. Wir leben schließlich im Jahr 2015, da kriegt man sogar Klopapier und Kondome nach Hause geliefert. Beides müssen Sie nicht selbst herstellen, sollten es sogar lieber lassen. Aber im Fall von grünem Pesto gilt nur eins: Selbst gemacht ist die halbe Miete. Wie? Gutes Olivenöl, Basilikum, geriebener Parmesan, geröstete Pinienkerne, etwas Meersalz und gemahlener schwarzer Pfeffer. Mehr braucht es nicht. Alles in einen Mixbecher, den Zauberstab rein – fertig. Die zweite Brötchenhälfte kriegt eine fette Party mit Aioli spendiert (auch hier gilt: selbst machen!). Greifen Sie wieder zu Mixbecher und Zauberstab, geben Sie ein Eigelb, Salz und Pfeffer hinein und unter ständigem Rühren tröpfchenweise 200 Milliliter Olivenöl dazu. Schon haben Sie den Salat! In Form einer samtigen Mayonnaise, die nur noch ein bisschen Zunder braucht. Pressen Sie zwei bis drei Knoblauchzehen aus, ein wenig Senf oder Zitronensaft dazu – erledigt. Die meiste Arbeit haben Sie jetzt hinter sich. Nun belegen Sie die Pesto-Hälfte mit ein paar gewaschenen und gerupften Rucolablättern (Stiele ab! Wer die Stiele am Rucola lässt, isst auch frisch gemähtes Gras), jeweils einer Scheibe Büffelmozzarella und Ochsenherztomate, die Aioli-Seite mit

Parmaschinken und ein paar just gehobelten Parmesanspänen. Darauf etwas Olivenöl, ein feines Rinsal Balsamico-Sirup, vielleicht noch ein vor Chlorophyll strotzendes Basilikumblatt, gemahlener Pfeffer on top, und dann je nach Typ genießen, schwelgen, dahinschmelzen oder zackig, knackig zermahlen und kauen. Was man zum Verzehr braucht? Ein paar Papierservietten und eine ordentliche Kieferspannbreite, um ungehemmt zuzubeißen. Man könnte auch sagen: eine ziemlich große Klappe.